"Die Schweiz im deutschen Geistesleben"

Autor(en): **[s.n.]**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Mitteilungen des Deutschschweizerischen Sprachvereins**

Band (Jahr): **25 (1941)**

Heft 11

PDF erstellt am: **03.06.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-419862

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

„Die Schweiz im deutschen Geistesleben."

Der Titel dieser so verdienstlichen Sammlung von Darstellungen und Texten, die der Verlag Huber & Co. in Frauenfeld schon in reicher Fülle herausgegeben hat, mag einem einfallen, wenn man in Thomas Manns Roman „Lotte in Weimar" die Stelle liest, wo die Hofrätin Witwe Charlotte Kestner, geb. Buff, die weltberühmt gewordene Lotte aus „Werthers Leiden", vierundvierzig Jahre nach den Wetzlarer Erlebnissen bei ihrem Jugendfreund, dem jetzigen Herrn Geheimrat von Goethe in Weimar zum Mittagessen geladen ist und dort unter andern Gästen auch unsern Landsmann, Hofrat Professor Heinrich Meyer von Stäfa trifft. Goethe hatte ihn auf seiner ersten italienischen Reise in Rom als „herrlichen Menschen", besonders aber als feinsinnigen Kunstkenner schätzen gelernt, ihn als Lehrer und Leiter an die Weimarer Zeichenschule gezogen und in sein Haus aufgenommen. Meyer war einer der ganz wenigen Freunde, mit denen Goethe auf du stand. Gottfried Keller scherzte einmal, dieser Meyer komme fast auf jeder Seite Goethes vor. Er war in Wirklichkeit und ist auch im Roman der Schweizer in der deutschen Geisteshauptstadt und sinnbildlich für die Schweiz im deutschen Geistesleben: er ist mit Goethe innig befreundet und teilt die allgemeine Verehrung der Menschen deutscher Zunge für den Meister, er hat aber auch seine Eigenart, und die ist echt schweizerisch. (Von Politik ist nicht die Rede; es fällt zwar einmal das Wort „demokratisch" aus Goethes Mund, aber es ist nicht staatspolitisch gemeint und bezieht sich auf China).

Nun läßt Thomas Mann freilich auch diesen Freund Goethes wie ihn selbst und die ganze Weimarer Gesellschaft in etwas ironischem Lichte erscheinen, was nicht jedem gefallen kann. Abgesehen davon aber wird man in Meyer gerade den Schweizer als solchen gut gezeichnet finden, zunächst seine Redeweise: er blieb (tatsächlich) auch in Weimar bei der schweizerischen Aussprache des st als scht und sprach von „Kunscht" (und hieß daher in Weimar der Kunschtmeyer), eine Gewohnheit, die im schweizerischen Hochdeutsch allmählich verschwindet. Er betonte französische Fremdwörter echt germanisch auf der ersten Silbe, wie wir's im Gegensatz zu draußen heute noch tun („Büro" gegen Dudens Büro"); auch verwendet er vielleicht noch etwas mehr Fremdwörter, als damals in der „guten" deutschen Gesellschaft ohnehin Mode war. Dazu kommt sein bei aller Verehrung für den Meister etwas trockenes und formloses Wesen und dazu namentlich seine Lehrhaftigkeit, die bis zur Aufdringlichkeit gehen und dadurch etwas lästig werden kann. Also: Lotte traf Meyern schon vor Goethes Haustür; er war ein „etwas gebückter Fünfziger mit milden Gesichtszügen und strähnig erblichenem langem Haar, das unter seinem hohen Hut hervorhing. Es war kein geringerer als Hofrat Meyer, der Kunstprofessor. — „Nun wollen wir hoffen", sagte Meyer, während man ins Haus trat, in dem bedächtig stakkierten Tonfall seiner Heimat, worin sich etwas Bieder-Altdeutsches mit ausländisch-halbfranzösischen Accenten zu mischen schien, „daß wir die Chance haben, unseren Meister in guter und heiterer Condition, nicht taciturn und marode anzutreffen, damit wir des quälenden Gefühls entübrigt sind, ihm beschwerlich zu fallen". Er sagte es zu Charlotte gewandt, gesetzt und ausführlich, offenbar ohne Gefühl dafür, wie wenig ermutigend diese Worte eines Intimen auf einen Neu-Hereintretenden wirken mußten. Sie konnte sich nicht enthalten zu erwidern: „Ich kenne den Herrn dieses Hauses sogar noch länger als Sie, Herr Professor, und bin nicht ohne Erfahrung in den Schwankungen seines Dichtergemütes". — „Die jüngere Bekanntschaft ist gleichwohl die authentischere", sagte er unerschüttert, indem er jeder Silbe des Comparativs geruhig ihr Recht widerfahren ließ."

(Die Gäste sammeln sich im Empfangsraum und:)

„So sind wir denn vollzählig", sagte er (Meyer) in seiner bedächtigen und gleichmäßig stockenden Redeweise, die er sich von Stäfa am Zürichsee durch viele römische und Weimarer Jahre bewahrt hatte und die von keinerlei Mienenspiel begleitet war, „so sind wir denn vollzählig und dürfen gewärtig sein, daß unser Gastgeber sich ehestens zu uns gesellt. Es ist als nur zu begreiflich zu erachten, wenn erstmaligen Besuchern sich diese letzten Minuten durch eine gewisse Bangigkeit der Erwartung ein wenig dehnen. Gleichwohl sollte es ihnen lieb sein, sich an die Umgebung und Atmosphäre vorderhand einmal gewöhnen zu dürfen. Ich mache es mir gern zur Aufgabe, solche Personen im voraus ein wenig zu beraten, um ihnen die expérience, die ja immer bedeutend genug bleibt, leichter und erfreulicher zu gestalten". Er betonte das französische Wort auf der ersten Silbe und fuhr unbewegten Gesichtes fort: „Es ist nämlich immer das Beste (er sagte „das Beschte"), wenn man sich von der Spannung, in der man sich unvermeidlich befindet, nichts oder doch möglichst wenig anmerken läßt und ihm in der tunlichsten Unbefangenheit, ohne alle Zeichen von Aufregung entgegentritt. Damit erleichtert man beiden Teilen die Situation sehr wesentlich, dem Meister sowohl als sich selbst ... Das weitaus Klügste bleibt es immer, sich völlig natürlich zu geben und zum Beispiel nicht zu glauben, man müsse ihn gleich mit hohen und geistreichen Sujets, etwa gar von seinen eigenen Werken, unterhalten. Nichts ist unratsamer ..." Charlotte sah den lehrhaften Getreuen nur blinzelnd an während dieser Rede, und wußte nicht was entgegnen. Unwillkürlich stellte sie sich vor, wie schwierig es Fremdlingen, die an Lampenfieber litten, fallen mußte, aus solcher Ermahnung zur Unbefangenheit Nutzen für ihren Gleichmut zu ziehen. Die gegenteilige Wirkung, dachte sie allgemein, war das Wahrscheinlichere. Persönlich war sie gekränkt durch die Einmischung, die in dieser Maßregelerteilung lag. „Recht vielen Dank", sagte sie schließlich, „Herr Hofrat, für Ihre Hinweise. Schon mancher wird Ihnen dankbar dafür gewesen sein. Vergessen wir aber doch nicht, daß es sich in meinem Fall um die Erneuerung einer vierundvierzigjährigen Bekanntschaft handelt." — „Ein Mensch", erwiderte er trocken, „der jeden Tag, ja jede Stunde ein anderer ist, wird auch ein anderer geworden sein nach vierundvierzig Jahren".

Damit hatte er freilich Recht und behielt das letzte Wort. „La Suisse aura le dernier mot", hat Victor Hugo gesagt.

Käffe, Kaffée und ... Goethe.

Wenn norddeutsche Besucher nach dem deutschen Süden kommen, erkennt sie als solche auch ein linguistisch ungeübtes Ohr an der Aussprache jenes Genußmittels, ohne welches kein Wiener, aber auch kein Berliner seinen Tag vorüber gehen läßt: am Kaffee. Bekanntlich sprechen ihn die Norddeutschen so aus, daß der Akzent, wie bei „Kaffer", auf die erste Silbe fällt; während es die Süddeutschen und die Österreicher zumal mit der zweiten Silbe halten. Daß aber die deutschsprechenden Schweizer es in diesem Punkt den Norddeutschen gleichtun und „Käffe" sagen, hat einen besonderen Grund, der mit unserer Regel als solcher nichts zu tun hat: betonen sie doch alle französischen Wörter auf der ersten Silbe, so auch dieses, das sie als Welschwort empfinden.

Der Streit ist, nach dem Schriftbild, nicht ohne weiteres zugunsten der süddeutschen Aussprache zu entscheiden: denn